

«Oft war ich völlig trunken von dir»

Neue deutsche Übersetzungen von Corinna Bille und Maurice Chappaz

Sabine Haupt · Der Walliser Dichter Maurice Chappaz (1916–2009), jahrzehntlang der grosse Doyen der Westschweizer Literatur, starb dreissig Jahre nach seiner ersten Frau, der Schriftstellerin S. Corinna Bille (1912–1979), dreissig Jahre, in denen sein Werk weiter voranschritt, in denen er eine neue Ehe einging, neue Freundschaften schloss, neue literarische Wege einschlug. Und dennoch: Noch immer erscheinen Bille und Chappaz als Paar, und das nicht nur in der privaten oder kollektiven Erinnerung, sondern ganz konkret auch in Literaturgeschichten und Editionsprojekten. Längst sind die beiden zu einem Mythos der Schweizer Literatur geworden. Zwei lange erwartete erste Bände mit der fast tausend Seiten umfassenden Korrespondenz der gemeinsamen Jahre 1942 bis 1953 werden 2013/14 von dem Lausanner Romanisten Jérôme Meizoz herausgegeben, weitere Bände mit der gesamten Korrespondenz sollen folgen, und man kann jetzt schon davon ausgehen, dass die Lektüre dieser Briefe den Mythos weiter ausbauen und befestigen wird.

Engagiert und couragiert

Doch auch die in den neunziger Jahren einsetzenden und inzwischen äusserst regen Übersetzungs- und Vermittlungsprojekte, die – vorangetrieben von einer kleinen Schar von engagierten Spezialisten wie Stéphanie Cudré-Mauroux vom Schweizerischen Literaturarchiv, dem Herausgeber und Biografen Charles Linsmayer, Verlegern wie Beat Brechtbühl vom Frauenfelder Waldgut-Verlag oder den Übersetzern Hilde und Rolf Fieguth – das Walliser Paar nun auch im deutschen Sprachraum bekannt machen, behandeln die beiden Autoren stets im «Doppelpack». Denn sie alle widmen ihre Aufmerksamkeit dem Paar, betreuen beide Nachlässe, übersetzen oder edieren Texte von beiden.

Obwohl es – auch hinsichtlich der gegenseitigen Unterstützung und Wertschätzung – durchaus Spannungen zwischen Bille und Chappaz gab, haben beide sich couragiert und engagiert für den Erfolg des anderen eingesetzt: Corinna nicht nur als Managerin und Mit-Ernährerin einer fünfköpfigen Familie, die ihrem langsameren und sorgfältigeren Dichter-Ehemann den Rücken freihält, sondern auch ganz direkt als Sekretärin und Literaturagentin, Maurice vor allem als überaus rühriger Verwalter des Nachlasses seiner Frau. Die zu Lebzeiten wohl grösstenteils uneingeschätzte Konkurrenz der beiden Autoren, deren Erfolgskurven lange Jahre keineswegs parallel verliefen, spielte mit zunehmendem Erfolg der beiden keine Rolle mehr.

In dem kürzlich von Charles Linsmayer herausgegebenen und mit einem umfangreichen biografischen Nachwort versehenen Chappaz-Lesebuch «In Wahrheit erleben wir das Ende der Welt», das



Maurice Chappaz' Name ist mit dem Corinna Billes über den Tod hinaus verbunden. PHILIPPE PACHE / GAMMA / GETTY

gewissermassen den Folgeband des vor vier Jahren herausgegebenen Bille-Lesebuchs («Das Vergnügen, eine eigene Welt in der Hand zu halten») darstellt, ist so nachzulesen, welche Vorhaben Chappaz sich für die letzten Jahre seines Lebens vorgenommen hatte. Er wolle, so erklärte er 1995, noch «ein sehr schönes Gedicht schreiben», seinen alten Familiensitz restaurieren und vor allem «mehrere unvollendete Bücher von mir und Corinna Bille» herausgeben. Das hat er getan, unermüdet und bis zu seinem Tod im Januar 2009. In den letzten dreissig Jahren erschienen auf seine Veranlassung allein im Bereich der französischen Originalausgaben insgesamt 79 Titel von Corinna Bille.

Diese Aktivitäten bleiben nicht folgenlos für die deutsche Schweiz. Und so lanciert zum 100. Geburtstag von Corinna Bille inzwischen nicht nur der Waldgut-Verlag neue Bücher der Autorin, auch die Zürcher Verlage Nagel & Kimche sowie Rotpunktverlag geben neue Bände heraus, darunter eine Neuaufgabe der Erzählung «Schwarze Erdbeeren» (in der bald vierzig Jahre alten Übertragung von Marcel Schwander), sowie drei Bände mit

bisher unveröffentlichten Texten: den Fragment gebliebenen Roman «Dunkle Wälder» (2012), den Reisebericht «Von der Rhone an die Maggia. Erzählung einer Wanderung» (2011) sowie «Alpenblumenlese. Kleine Prosa» (2012), alle drei in der vorzüglichen Übersetzung von Hilde Fieguth.

Expressionistisch, neoromantisch

Doch die Legende vom produktiv geeinten Walliser Dichterpaa, das in jungen Jahren als «Hippiebande» den mythischen Pfyndal durchstreift und in den siebziger Jahren gemeinsam gegen den Ausverkauf der Natur und die Umweltzerstörungen im Wallis protestiert, ist durchaus nicht nur die romantische Erfindung des Literaturfeuilletons oder eine geschickte Formel des Selbstmarketings, denn sie geht, und das zeigt erst die Lektüre der Texte, über biografisch-anekdotesche Aspekte, wie etwa die Geburt in derselben Lausanner Klinik oder den traumatisierenden Aufenthalt in einem katholischen Internat, weit hinaus. Die Prosa von Maurice Chappaz mag diskursiver, reflektierter, hymnischer, ge-

legentlich auch polemischer sein als die eher sinnlich-phantastische Schreibweise Corinna Billes. Dort, wo Chappaz die Natur und die sie zerstörende Gewalt mit geradezu spätexpressionistischen Formeln beschwört, beispielsweise wenn er den riesigen Schaufelbagger, der sich terrassenweise ins Bergmassiv hineinfrisst, als rotierende «Blutwurst» beschreibt oder wenn er den korrupten Bauherren eine welke «Haut wie bei Schweinen» attestiert, ist Bille intimer, doch nicht weniger suggestiv. Bisweilen fallen Sätze von geradezu neuromantischer oder surrealistischer Dekadenz, etwa wenn sie behauptet: «Mörder, Säufer, Brandstifter kommen in meinen Geschichten vor. Sie sind Teil von mir.»

Wie in vielen Erzählungen erscheint dieser rohe, ungeschützte Blick auf die eigene Natur in ihrem unvollendeten Roman «Dunkle Wälder» auch als Ausdruck einer verdrängten, archaischen Kraft, hier konkret als rauschhafte Leidenschaft für einen geistig behinderten Mann. In der Titelgeschichte des Erzählbuchs «Schwarze Erdbeeren» sind es dann «absonderliche Paarungen mit Werwölfen, Mann-Bäumen und riesenhaften Auerhähnen», die die Phantasie der Heldin beherrschen.

Doch gemeinsam ist den beiden Autoren die sprachliche Emphase, die Intensität, mit der erzählt und beschrieben wird, das Engagement, ja die Hitze, mit der die Dinge durchleuchtet und literarisch bestrahlt werden. Und wie nahe die beiden sich manchmal auch stilistisch kommen, zeigt ein im neuen Chappaz-Lesebuch erstmals veröffentlichter Brief von Maurice an Corinna, in dem er sie beschwört, ihn trotz seinen Seitensprüngen nicht zu verlassen: «Oft war ich völlig trunken von dir», schreibt er im Januar 1943 und zitiert abschliessend das Liebesgedicht eines – womöglich erfundenen – «anonymen Troubadours». Diesem hohen Ton konnte, wie der weitere Verlauf der Ehegeschichte zeigt, Corinna Bille sich dann doch nicht entziehen.

Maurice Chappaz: In Wahrheit erleben wir das Ende der Welt. Ein Lesebuch. Hg. von Charles Linsmayer. Verlag Huber, Frauenfeld 2012. 352 S., Fr. 42.90.

Corinna Bille: Von der Rhone an die Maggia. Erzählung einer Wanderung. Aus dem Französischen von Hilde Fieguth. Rotpunktverlag, Zürich 2011. 120 S., Fr. 24.–.

Corinna Bille: Schwarze Erdbeeren. Erzählungen. Aus dem Französischen von Marcel Schwander. Mit einem Vorwort von Peter von Matt. Nagel & Kimche, Zürich 2012. 176 S., Fr. 27.90.

Corinna Bille: Dunkle Wälder. Roman. Aus dem Französischen von Hilde Fieguth. Rotpunktverlag, Zürich 2012. 160 S., Fr. 24.–.

Corinna Bille: Alpenblumenlese. Kleine Prosa. Aus dem Französischen von Hilde Fieguth. Rotpunktverlag, Zürich 2012. 70 S., Fr. 24.–.

Im Literaturhaus Zürich findet heute Mittwoch ein Panoramaabend zu Maurice Chappaz mit Charles Linsmayer und Regula Imboden statt. Beginn der Veranstaltung 19.30 Uhr.

Überzeugungen und Wahrheiten

Herbert Schnädelbach weiss, «was Philosophen wissen und was man von ihnen lernen kann»

Hans Bernhard Schmid · Sokrates sah seine Aufgabe darin, das Scheinwissen anderer zu entlarven; sich selbst bezeichnete er als unwissend. Einsicht in die Unhaltbarkeit einer Überzeugung kann freilich auch Wissen sein, stellt Herbert Schnädelbach in seinem Buch «Was Philosophen wissen» fest. Und ausserdem könnten die Philosophen in der langen Zeit seit Sokrates' Tagen ja auch etwas darüber herausgefunden haben, wie es sich denn nun wirklich verhält mit den grundlegenden Dingen. – Der emeritierte Philosophieprofessor der Humboldt-Universität in Berlin ist diesbezüglich zuversichtlich. «Philosophisches Wissen» sei kein leeres Wort, sagt er, und wer's nicht glaube, falle dem «fundamentalistischen Vorurteil» anheim, wonach nur zweifelsfrei Begründetes als Wissen gelten dürfe. Im Unterschied zu Descartes betont Schnädelbach, dass es auch «fehlbares Wissen» gebe. Sich Wissen zuzuschreiben, bedeutet demnach nicht notwendigerweise, davon auszugehen, über letzte Gewissheit zu verfügen.

Wissen – kooperativ

Blosses Überzeugtsein reicht allerdings natürlich auch nicht ganz. Überzeugungen müssen schon wahr sein, um als Wissen in Betracht zu kommen. Wenn wir viel wissen wollen, sollten wir also nicht bloss überzeugungsfreudig sein, sondern uns auch darum bemühen, zu überprüfen, ob unsere Überzeugungen den Tatsachen entsprechen. Mit der Wahrheit ist's aber, wie Schnädelbach weiss, so eine Sache. Einmal ganz abgesehen davon, dass nicht immer ganz klar ist, was genau denn die Tatsachen wären, die eine philosophische Ansicht widerlegen oder bekräftigen: Wir haben schlicht keinen archimedischen Punkt, von dem aus wir die Tatsachen mit unseren Überzeugungen verglei-

chen könnten. Alles, was wir tun können, ist, weitere Eindrücke zu sammeln und weitere Überzeugungen anzustellen. Wir vergleichen mithin nicht unsere Überzeugungen mit der Wirklichkeit, sondern die einen Überzeugungen mit anderen Überzeugungen. Dabei beziehen wir mit Vorteil auch die Überzeugungen anderer mit ein, denn diese anderen könnten ja ebenfalls etwas wissen. Das Streben nach Wissen ist – zunehmend auch in der Philosophie, wie Schnädelbach bemerkt – ein kooperatives Unternehmen.

Im Zug dieser Überlegung entsteht ein Bild, dem gemäss «Wissen» so etwas wie ein sozialer Status ist, den wir jenen Überzeugungen zuschreiben, die wir für hinreichend erhärtet halten. Wo der Prozess der Meinungsbildung, Überprüfung und Statuszuschreibung systematisch organisiert ist, haben wir es mit Wissenschaft zu tun. «Wissenschaftliches Wissen» nimmt Schnädelbach auch für die Philosophie in Anspruch. Es gebe so etwas wie einen «wenig umstrittenen Kernbestand philosophischen Wissens», der sich in der Diskussion herauskristallisiert habe. Diesen müsse gelernt haben, wer in der modernen Diskussion «noch ernst genommen werden» will (so der Klappentext).

In vierzehn Kapiteln, die sich jeweils um einen Begriff bzw. ein Begriffspaar drehen, referiert Schnädelbach einiges von diesem «philosophischen Wissen»: Von «Wissen», «Sinn und Bedeutung» sowie «Urteil» reichen die Themen bis zu «Handlung», «Vernunft» und «analytisch-synthetisch». Inhaltlich stellt der Autor, erstens, anerkannt wichtige philosophiehistorische Positionen dar; und zweitens führt er in zentrale Debatten und Unterscheidungen ein. Das macht er sehr geschickt und ungemein lehrreich. Diesbezüglich eignet sich das Buch gut als Einführung in die Philosophie, auch wenn sich Unkundige manchmal sehr stark

gefordert fühlen werden. – Aber zu erzählen, wer was gesagt und gegen wen eingewandt hat, bedeutet noch nicht, philosophisches Wissen zu vermitteln. Man muss schon auch selbst Position beziehen: Wer hat denn nun recht?

Wo Schnädelbach mit seinen Ansichten heraustrückt, fühlt man sich mitunter in die deutsche Philosophie der siebziger und achtziger Jahre des letzten Jahrhunderts zurückversetzt. Es wird gegen das «mentalistiche Paradigma der Bewusstseinsphilosophie» vom Leder gezogen; jegliche Erkenntnis wird als durch und durch sprachlich strukturiert beschrieben, selbst Wahrnehmung sei «propositional verfasst»; gedacht werden könne nie und nimmer ohne Sprache, und Selbstbewusstsein habe nur, wer das System der Personalpronomina beherrsche.

«Lingualismus» heisst die Ansicht, dass wir die Welt ausschliesslich durch unsere Sprache sehen. Schnädelbach beschreibt, wie sich diese Position nach der Vertreibung vieler Philosophen aus Nazi-deutschland zunächst im angelsächsischen Raum herausgebildet habe, während in Deutschland die Ansicht unangefochten geblieben sei, dass Intentionalität und Bewusstsein das philosophische Grundthema seien – und nicht die Sprache. Der Lingualismus ist im deutschen Sprachraum verspätet angekommen, das ist richtig. Allerdings hält er sich nun umso hartnäckiger, und das findet seinen Ausdruck auch darin, dass sich Schnädelbach seiner Position so sicher ist, dass er glaubt, bloss noch einige «überzeugte Husserlianer» verweigerten sich der Einsicht in die Unhintergebarkeit der Sprache. Doch die Zeiten haben sich zu ändern begonnen. Schnädelbach müsste sich sehr darüber wundern, wie es auf Philosophiekongressen inzwischen zu und her geht. Da ist von nichtpropositionalen Einstellungen die Rede, vom imaginativen, nichtbegrifflichen Denken, von vorsprachlichem Selbstbewusstsein.

Viele Philosophen denken, dass nicht unser ganzes Erkennen und Wollen sprachlich strukturiert ist und dass erst die Aufmerksamkeit auf das, was wir bereits können, bevor wir sprechen lernen, es uns erlaubt, die Rolle der Sprache richtig zu verstehen. Die deutschsprachige Philosophie hat den «linguistic turn» verspätet rezipiert, sie ist allerdings jetzt – wenn auch wiederum etwas spät – daran, die neuere Kritik des Lingualismus nachzuvollziehen.

Plausibilität

Philosophische Überzeugungen sind – zumindest bis heute – dadurch charakterisiert, dass sie kontrovers sind. Es gibt kaum eine philosophische Position, die keine ernstzunehmenden Gegner hat. Auch Sokrates' Lieblingsgegner, die Sophisten, sind keineswegs tot, sondern finden in der Gegenwart Philosophie ihre Verteidiger. Wo aber ernsthafte Kontroversen geführt werden – und diese finden sich bei Schnädelbach zahlreich dokumentiert –, scheint es geboten, zurückhaltend zu sein mit dem Erheben von Wissensansprüchen. Solches «Wissen» braucht die Philosophie vielleicht auch gar nicht, um methodisch bewusst und um wichtig und wirksam zu sein. Auch wenn philosophische Überzeugungen unterhalb der Schwelle bleiben, ab der wir dazu geneigt sind, ihnen den Status des Wissens zuzuschreiben, hat Philosophie viel zu sagen. Sie artikuliert plausible Sichtweisen, führt wichtige Unterscheidungen ein und entwickelt mitunter sehr starke Argumente. Man kann seine eigenen philosophischen Überzeugungen für gut begründet und wahr halten, ohne für sie den Status philosophischen Wissens zu beanspruchen.

Herbert Schnädelbach: Was Philosophen wissen und was man von ihnen lernen kann. C. H. Beck, München 2012. 237 S., Fr. 29.90.